LEHRERINNEN UND LEHRER DER ZUKUNFT – ZUKUNFT DER LEHRERINNEN UND LEHRER*

Walter Herzog

"Wir Menschen sind Gegenwartswesen. Heutzutage aber müssen wir in Zeitabläufen denken. Wir müssen lernen, ... 'Zeitgestalten' zu erkennen."

Dietrich Dörner

Meine Damen und Herren

Sie wollen sich mit der Zukunft auseinandersetzen – mit den Lehrerinnen und Lehrern der Zukunft und mit der Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer. Damit ist sicher auch Ihre eigene Zukunft angesprochen – eine nahe liegende Vermutung angesichts der laufenden Reformen im Kanton Bern und angesichts Ihrer direkten Betroffenheit von der Ambivalenz dieser Reformen. Ich möchte in meinem Referat etwas Distanz nehmen von der Tagesaktualität und auf die Verhältnisse im Kanton Bern nur am Rande eingehen. Die Zukunft ist kein Thema, bei dem die subjektive Betroffenheit der Wahrheitsfindung besonders förderlich wäre.

Die Wahrheit liegt sowieso nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Von zukünftigen Ereignissen können wir kein Wissen im strengen Sinn haben. Gewissheiten gibt es nur über Dinge, die bereits geschehen sind. So wissen wir zum Beispiel, dass RR Annoni im vergangenen Dezember beschlossen hat, die Grundausbildungen in Langenthal und Biel zu schliessen. Wir wissen aber nicht, was RR Annoni und andere politisch Verantwortliche in diesem Kanton in bezug auf Langenthal und Biel noch beschliessen werden. Die Fakten liegen in der Vergangenheit; die Wahrheit ist Schnee von gestern. In ihrer Offenheit ist die Zukunft nicht wahrheitsfähig.

---

* Referat auf dem Waldhof-Symposium des Instituts der Lehrerinnen- und Lehrerbildung Langenthal vom 9. Februar 2002.

Wissen gibt es also nur von der Vergangenheit, über die Zukunft vermögen wir lediglich *Vermutungen* anzustellen. Das heutige Symposium, in dessen Titel die Zukunft gleich zwei Mal erscheint, bringt daher eine doppelte Ungewissheit zum Ausdruck, und das ist vielleicht symptomatisch für die Situation der Lehrerinnen- und Lehrerbildung in diesem Kanton. Als Teil dieser Lehrerinnen- und Lehrerbildung wissen wir im strengen Sinne nicht, was unsere Zukunft ist. Wir wissen nicht einmal, ob die Lehrerinnen- und Lehrerbildung in Langenthal *überhaupt* eine Zukunft hat. Daran wird auch das heutige Symposium vermutlich nichts ändern können.

Das heisst nun aber nicht, dass wir über die Zukunft völlig im unklaren sein müssen. Es ist gerade eine Auszeichnung des Menschen im Vergleich zu anderen Lebewesen, dass er sich von der Zukunft und auch von seiner *eigenen* Zukunft eine Vorstellung machen kann. Anders als den Tieren, ist den Menschen die zeitliche Struktur ihrer Existenz bewusst. Wie Ernst Cassirer, auf Kant verweisend, bemerkt, bestimmt das Vermögen, zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, d.h. zwischen Vergangenheit und Zukunft zu unterscheiden, die Position des Menschen in der ”grossen Kette der Wesen”: “Einen Unterschied zwischen 'wirklich' und 'möglich' gibt es weder für die Wesen, die unter dem Menschen stehen, noch für die, die über ihm stehen. Die Wesen unterhalb des Menschen sind auf die Welt ihrer Sinneswahrnehmungen beschränkt. Sie ... können sich keine Idee von 'möglichen' Dingen bilden. Andererseits kennt der übermenschliche Verstand, der göttliche Geist, keinen Unterschied zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit. Gott ist *actus purus*. Alles, was er sich vorstellt, ist wirklich."[1]

Diese philosophische Einsicht nützt uns allerdings wenig, wenn wir nicht auch über die Macht verfügen, die Zukunft zu beeinflussen, d.h. die Möglichkeiten, die uns gegeben sind, aktiv zu gestalten. Und hier dürften einige von ihnen, wenn sie an ihre persönliche Zukunft denken, eine nicht unbeträchtliche Ohnmacht empfinden: Da ihnen die Macht nicht gegeben ist, auf die Gestaltung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung Einfluss zu nehmen, empfinden sie die Zukunft nicht als Raum der Freiheit, sondern als Ort der Bedrängnis.

---

[1] Ernst Cassirer: Versuch über den Menschen. Frankfurt: Fischer 1990, p. 92.

Wenn wir in unserer anthropologischen Verfassung als Menschen auf Zukunft bezogen sind – und das ist bekanntlich auch die Grundidee der Existenzphilosophie –, dann ist unsere *Kultur*, die ja *auch* ein humanes Sondermerkmal darstellt, jenes Instrument, das uns hilft, mit der Offenheit unserer zeitlichen Existenz zurechtzukommen. Es ist das Bestreben, das den Menschen als Kulturwesen auszeichnet, dass er sich den Unwägbarkeiten seiner zeitlichen Exponiertheit zu entziehen sucht, indem er Gewissheit schafft, wo Ungewissheit besteht. Kultur ist nichts anderes als der Versuch, die Brüche im zeitlichen Ablauf unserer Existenz zu überbrücken, so dass wir von gestern auf morgen schliessen können. Mythen, Religionen und Ideologien, aber auch Recht und Wissenschaft, Literatur und Kunst sind ein Arsenal an 'symbolischen Formen' (Cassirer), die dem Menschen verfügbar sind, um den Fluss der Zeit anzuhalten.

Wenn wir auch heute noch Texte von Philosophen wie Aristoteles oder Platon lesen, wenn uns auch heute noch ”Klassiker" der Literatur wie Goethe oder Hölderlin etwas zu sagen haben, dann deshalb, weil es diesen Autoren gelungen ist, durch die phänomenale Chaotik unseres Alltags hindurchzublicken und auf eine Art zeitlosen Granit zu stossen, der *Wesentliches* über den Menschen zu enthüllen vermag. Dieses Wesentliche verstehen wir als anthropologisches Faktum, das wir in die Zukunft projizieren, um unserer existentiell labilen Situation Kontinuität zu verleihen.

Kultur ist unser Instrument zur *Kolonisierung der Zukunft.* Auf die Lehrerinnen- und Lehrerbildung übertragen: Die Lehrerseminare waren ein verlässliches Versprechen auf die Kontinuität schulischer Bildung. Sie boten eine Garantie dafür, dass im Wechsel der Generationen Wissen, Werte und Ideale tradiert werden, ohne die uns die Zukunft zum Trauma würde. Mit der Aufhebung der Seminare scheint jetzt genau das zu geschehen: Die Zukunft bricht unkontrolliert über uns herein – insbesondere über Langenthal. Das hätte nicht so sein müssen, wenn man auf der Erziehungsdirektion etwas philosophischer denken würde, wenn man die Instrumente zur Kolonisierung der Zukunft etwas besser beherrschen würde und wenn man etwas mehr Respekt vor der existentiellen Situation der Menschen zeigen würde.

WISSENSCHAFT ALS KULTUR

Nun will ich die Zukunft nicht länger als *philosophisches* Thema behandeln; das dürfte Sie irgendwann auch nicht mehr interessieren. Vielmehr möchte ich die Frage aufwerfen, was uns die Kultur zur Verfügung stellt, um über die Zukunft der *Lehrerinnen und Lehrer* Auskunft zu erhalten, eine Auskunft, die, wenn schon nicht wahr, so doch *wahrscheinlich* ist. Gibt es im Arsenal unserer Kultur ein Instrument, das die Kluft zwischen der Vergangenheit und der Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer *rational* überbrücken lässt?

Die Kultur, so habe ich dargelegt, ermöglicht dem Menschen, mit seiner existentiellen Situation, die vom Bewusstsein der Offenheit der Zukunft bestimmt wird, zurechtzukommen. In diesem Arsenal gibt es verschiedene Instrumente, die wir nicht als rational beurteilen mögen, wie zum Beispiel Mythen, religiöse Dogmen, eschatologische Erwartungen, astrologische Prophezeiungen oder politische Ideologien. Ich stehe als Erziehungswissenschaftler vor Ihnen, und Sie werden nicht erwarten, dass sich mein Blick in die Zukunft auf Bleigiessen, Kaffeesatzlesen oder anderen Hokuspokus abstützt. Tatsächlich ist die *Wissenschaft* ein mächtiges Instrument, das uns zur Bannung der Zukunft verfügbar ist.

Die Wissenschaft ist in unserer Zeit an die Stelle der Religion getreten, die den Menschen jahrhundertelang das Gefühl von Stabilität und Geborgenheit vermittelt hat. Insofern die Wissenschaft nach Fakten sucht und diese mithilfe von *Gesetzen* erklärt, ist sie ein hoch ambitiöses Unternehmen, um die Zeit anzuhalten. Die Gesetze der Newtonschen Mechanik zum Beispiel gelten nicht nur *überall* auf der Welt und im Kosmos, sondern auch *zu jeder Zeit*. Sie sind dem Wandel der Zeit nicht unterworfen. Zwar hat die Wissenschaftstheorie in jüngster Zeit klar gemacht, dass sich solche universalen Gesetze letzten Endes nicht *beweisen* lassen. Das ändert aber nichts daran, dass zumindest in den Naturwissenschaften relativ verlässliche Aussagen über die Zukunft möglich sind. Sofern wir als Menschen *Teil der Natur* sind, haben wir daher gute Chancen, unsere Zukunft zu kennen.

Allerdings liegen die Aussagen, die die Naturwissenschaften über den Menschen machen, auf einer vergleichsweise ”tiefen” Ebene. Sie betreffen eine Schicht unserer Existenz, die dem zeitlichen Wandel kaum unterworfen ist. So unterscheiden wir uns in biologischer Hinsicht nicht

wesentlich von den Menschen, die vor fünftausend, zehntausend oder zwanzigtausend Jahren gelebt haben. Ob es damals schon Lehrerinnen oder Lehrer gegeben hat, ist jedoch mehr als fraglich, so dass uns die Biologie wenig helfen dürfte, wenn wir nach der Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer bzw. nach den Lehrerinnen und Lehrern der Zukunft fragen wollen.

Nun hat sich die Idee der Wissenschaft von der Natur auf andere Bereiche der Wirklichkeit ausgedehnt. Für die Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer sind insbesondere die *Sozialwissenschaften* von Bedeutung. Denn Bildung und Erziehung sind nur in Gesellschaft real. Wie es Wilhelm Dilthey ausgedrückt hat, ist die Erziehung sogar eine "Funktion der Gesellschaft". Wo sich eine Gesellschaft verändert, da verändern sich auch die Funktionen von Bildung und Erziehung, ergo verändert sich die Aufgabe der Lehrerinnen und Lehrer. Wenn wir nach der Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer fragen, dann sehen wir uns also auf die Gesellschaft verwiesen und auf deren Wandel. Wenn es gelingen sollte, über den gesellschaftlichen Wandel etwas Verlässliches auszusagen, dann müsste es möglich sein, einen Blick in die Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer zu werfen. Dies würde uns zugleich ermöglichen, ein Bild der Lehrerinnen und Lehrer der Zukunft zu zeichnen.

Die Frage ist also: Erlauben uns die Methoden der Wissenschaft, nicht nur über die Natur, sondern auch über die Gesellschaft ein gesetzesförmiges Wissen zu erlangen? Ich möchte die wissenschaftliche Methode in einer provisorischen und vielleicht etwas unüblichen Formulierung ”strukturalistisch” nennen. Seit dem Aufwachen der Wissenschaft in der Antike, ist das Anliegen der wissenschaftlichen Analyse, Strukturen aufzudecken, die es erlauben, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schliessen. Wenn wir die wissenschaftliche Methode übernehmen, um etwas von der Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer zu erhaschen, dann ginge es also darum zu fragen, inwiefern wir Strukturen aufdecken können, die rationale Prognosen über den gesellschaftlichen Wandel zulassen. M.a.W.: Gibt es ein Wissen von der Vergangenheit unserer Gesellschaft, das uns deren Zukunft mit angebbarer Wahrscheinlichkeit vorhersagen lässt? Ich denke, dass es dieses Wissen gibt.

GESELLSCHAFTLICHER WANDEL

Ich werde illustrierend vorgehen. Es wird nicht möglich sein, im Rahmen dieses Referats erschöpfend zu sein. Mein Referat soll aber auch die Funktion haben, ein bisschen zu zeigen, was eine ”Verwissenschaftlichung” der Lehrerinnen- und Lehrerbildung heissen könnte. Ich habe vorhin erwähnt, dass die seminaristische Lehrerbildung eine bestimmte Kultur geschaffen hat – Kultur in dem Sinne, wie ich den Begriff verwenden möchte, nämlich als Instrument zur Kolonisierung der Zukunft. Die Umstellung von der seminaristischen auf eine universitäre bzw. tertiäre Kultur der Lehrerbildung ist mit einem Auswechseln dieses Instruments verbunden. Dessen Funktion ist aber die gleiche geblieben: Anhalten des Zeitenflusses – wobei ich präzisieren möchte, dass es um ein *epistemisches* Anhalten geht. Gemeint ist nicht, dass die Wissenschaften *institutionelle* Veränderungen verunmöglichen, im Gegenteil. Das Wissen der Wissenschaft soll verhindern, dass wir völlig ahnungslos in die Zukunft gehen oder bei unseren Entscheidungen irrational vorgehen.

Ich werde im folgenden auch keine Aussagen darüber machen, was die Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer *en détail* sein wird. Das sehe ich eher als Ihre Aufgabe an, die sie vielleicht aufgrund der Thesen, die ich im folgenden formulieren werde, erledigen können. Meine Aufgabe liegt darin, einige Aspekte des gesellschaftlichen Wandels herauszuarbeiten, die auf die Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer, aber auch auf die Lehrerinnen- und Lehrerbildung Auswirkungen haben.

Ich möchte zwei solche Aspekte des sozialen Wandels etwas näher beleuchten: den demographischen Wandel und die Expansion des Bildungssystems.

Demographische Veränderungen

Zunächst zum demographischen Wandel.

(a) Ein erstes auffälliges Merkmal des demographischen Wandels ist der deutliche Rückgang der Geburtenzahlen.

[Abbildung 5, Höpflinger][2]

---

[2] Die Tabellen, Abbildungen und Grafiken finden sich in der Reihenfolge ihres Erscheinens im Text im Anhang.

Diese Abbildung zeigt die Entwicklung im Zeitraum von 1840 bis ca. 1940. Auf hundert Frauen fallen am Anfang dieses Zeitraums 400 Geburten, am Schluss sind es noch 180. Die Entwicklung ist seither weitergegangen: Heute liegt der Wert bei rund 140, d.h. pro Frau im gebärfähigen Alter werden durchschnittlich 1.4 Kinder geboren.

[Figur 1.5, Stat. Jahrb. 2001]

Sie haben hier die Fortsetzung der zuvor gezeigten Abbildung, mit einem etwas anderen Massstab.

Wie Sie vermutlich wissen, braucht es zur Reproduktion einer Bevölkerung durchschnittlich 2.1 Kinder pro Frau im gebärfähigen Alter. Die aktuellen Werte bedeuten demnach, dass die Gesamtbevölkerung der Schweiz, gemessen an den Geburtenzahlen, schrumpft. Ich sage ”gemessen an den Geburtenzahlen”, denn in einer anderen Hinsicht – wir werden das gleich sehen (s. unter c) – gilt diese Aussage nicht.

Wichtig ist zu sehen, dass dieser Trend zu weniger Geburten *europaweit* gilt. Am stärksten ist er übrigens in Ländern, die dem Stereotyp nach als besonders kinderliebend gelten: in Italien und Spanien, am geringsten in Irland.

[Figur 1.9 (a), Stat. Jahrb. 2001]

Nach Berechnungen des Bevölkerungswissenschaftlers Herwig Birg ergibt sich bis zum Jahr 2050 eine Abnahme der Bevölkerung in Italien von 58 auf 37 Millionen und eine Abnahme in Spanien von 39 auf 28 Millionen. Schon in naher Zukunft werden diese Länder für die Schweiz kein Rekrutierungsfeld für Arbeitskräfte mehr sein.

(b) Eine zweite Entwicklung demographischer Art findet gewissermassen am anderen Ende des Lebenslaufs statt: beim Alter. Wir beobachten in der Schweiz und in anderen westlichen Ländern, aber wiederum auch europa-, ja *weltweit*, ein Wachstum des Anteils alter Menschen an der Gesamtbevölkerung. Die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt liegt in der Schweiz zurzeit für Männer bei 77 Jahren, für Frauen bei 83 Jahren.

Wenn im Falle der Geburten die Befürchtung besteht, die Schweiz könnte bald einmal aussterben, dann ist bezüglich der steigenden Lebenserwartung von der ”Überalterung” der Bevölkerung die Rede. Bei-

des geht zusammen und erzeugt ein schleichendes *Missverhältnis* zwischen den Generationen. Sie sehen dies anhand der folgenden Darstellung:

> [Abbildung 5, Haug]
>
> Im Jahr 1980 sind etwa 74'000 Kinder geboren worden, etwa 49'000 Menschen sind gestorben. Das gibt einen Geburtenüberschuss von ca. 25'000. Zurzeit (2002) überkreuzen sich die beiden Entwicklungslinien: Es sterben etwa so viele Menschen pro Jahr wie geboren werden. Die Schere geht aber auseinander: Im Jahr 2020 z.B. werden etwa 66'000 Kinder geboren, und 82'000 Menschen werden sterben. Wir haben einen Sterbeüberschuss von 16'000, der sukzessive zunehmen wird.

Ein grosses Problem, das damit verbunden ist, kennen Sie unter dem Stichwort ”Finanzierung der AHV”. Die AHV beruht auf dem sogenannten Umlageverfahren, d.h. die aktive Erwerbsbevölkerung zahlt direkt die Rentenbeiträge für die Pensionierten. Je stärker der Anteil der Alten zunimmt und je mehr der Anteil der nachwachsenden Generationen an der Gesamtbevölkerung zurückgeht, desto grösser wird die Last, die den Erwerbstätigen zur Finanzierung der Altersrenten aufgebürdet wird.

Die AHV ist aber nicht das einzige Problem. Eine schrumpfende, überalterte Bevölkerung hat weitere Konsequenzen:

- sinkende Produktivität
- sinkende Nachfrage nach Gütern
- steigende Exportabhängigkeit der Wirtschaft
- sinkende Investitionen
- schrumpfendes Bruttosozialprodukt
- Rückgang der Steuereinnahmen der öffentlichen Hand
- Erosion bzw. Verschlechterung der Infrastruktur (Strassen, Bahnen, Post, Spitäler, aber auch Schulen und Universitäten)

(c) Was kann man gegen die sich öffnende demographische Schere tun? Die einfachste Massnahme wäre die Erhöhung der Geburtenzahl. Das lässt sich aber politisch kaum umsetzen. Denn wie sollte es der

Staat anstellen, die Gebärfreudigkeit der (weiblichen) Bevölkerung zu erhöhen?

Naheliegender ist die Kompensation der fehlenden Bevölkerungsanteile durch *Immigration*. In der Schweiz sind wir bereits seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts in dieser Situation.

[Figur 1.1, Stat. Jahrb. 2001]

Der Einbruch in den Jahren zwischen 1970 und 1980 ist eine Folge der damaligen Ausländerpolitik, die auf Einwanderungsbegrenzung ausgerichtet war, und der wirtschaftlichen Rezession, die mit einer geringeren Nachfrage nach Arbeitskräften verbunden war. Die Ausländerinnen und Ausländer, die man als Arbeitskräfte nicht mehr benötigt hat, sind ausgewandert bzw. in ihre Herkunftsländer zurückgekehrt. Interessant an dieser Abbildung ist, wie sich die beiden Kurven in den 80er Jahren überkreuzen: Der Rückgang bei den Geburten wird kompensiert durch die deutliche Zunahme der Einwanderungen.

Dass der Geburtenüberschuss überhaupt noch ein Wachstumsfaktor darstellt, verdanken wir den Ausländerinnen und Ausländern. Der ausländische Bevölkerungsanteil weist nämlich in dieser Hinsicht seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts weit höhere Zahlen auf als der schweizerische. Dies ist auf 3 Sachverhalte zurückzuführen: *Erstens* bringen die Ausländerinnen im Durchschnitt etwas mehr Kinder zur Welt als die Schweizerinnen. *Zweitens* weisen die Ausländer, die wir ja als Arbeitskräfte, d.h. im Erwachsenenalter in unser Land holen, einen höheren Anteil an Personen im fortpflanzungsfähigen Alter auf. *Drittens* verbringen sie ihren Lebensabend oft in der Heimat – entsprechend niedrig ist die Sterbehäufigkeit der ausländischen Bevölkerung. Seit Mitte der 90er Jahre wächst der schweizerische Bevölkerungsanteil fast nur noch durch Einbürgerungen.[3]

Dass wir es auch hier mit einem *europaweiten* Trend zu tun haben, zeigt die folgende Abbildung:

[Figur 1.9 (b), Stat. Jahrb. 2001]

---

[3] 1999 erhielten 1.5% der ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürger das schweizerische Bürgerrecht – eine im europäischen Vergleich geringe Zahl.

Der europäische Vergleich ist deshalb wichtig, weil Immigrationen immer weniger aus dem europäischen Raum erfolgen werden. Blicken wir über Europa hinaus, so beobachten wir in Afrika und im arabischen Raum eine gegenläufige Tendenz: Die Auswirkungen des sogenannten *demographischen Übergangs* führen zu einem Wachstum der afrikanischen und arabischen Bevölkerung. Entsprechende Daten finden Sie in der folgenden Tabelle:

> [Tabelle 8, Birg]
>
> Die Bevölkerung in den südlichen Anreinerstaaten des Mittelmeeres wird wegen der jungen Altersstruktur bis in die zweite Hälfte des 21. Jahrhunderts deutlich anwachsen. Allein im Zeitraum von 2000 bis 2050 wird sie von 236 auf 394 Millionen zunehmen.

Europa wird – nur schon aus demographischen Gründen – unter einen enormen Einwanderungsdruck geraten.

(d) Ich formuliere eine erste These in bezug auf die Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer:

> These 1: Aufgrund der demographischen Entwicklung in Europa und im afrikanisch-arabischen Raum geht die Schweiz auf eine Bevölkerungsstruktur zu, die sich schon bald deutlich von dem unterscheiden wird, was wir bisher gekannt haben. Die Bevölkerung und damit die Schulklassen werden in kultureller, nationaler, sprachlicher und sozialer Hinsicht heterogener.

"In sozialer Hinsicht" deshalb, weil sich die schichtbedingte Ungleichheit der Bildungschancen im Verlaufe der letzten 50 Jahre nur unwesentlich verändert hat und aufgrund des geringen Erfolgs von Migrantenkindern in unserem Schulsystem eher verschärfen als entschärfen wird.

Die Schulen werden in zunehmendem Mass von der steigenden Heterogenität der schweizerischen Wohnbevölkerung betroffen, so dass die Lehrerinnen- und Lehrerbildung herausgefordert ist, ihre Curricula auf diese Situation einzustellen. Wir brauchen eine Interkulturelle Pädagogik bzw. – und das scheint mir eigentlich die bessere Antwort zu sein – eine Pädagogik, die das Moment der Heterogenität positiv bezeichnen kann. Die pädagogische Wissenschaft *generell* sowie die Lehrerinnen-

und Lehrerbildung müssen "multikulturell" werden und dürfen das Problem der Heterogenität nicht in eine Sonderdisziplin abschieben.

Eine zweite These, die sich aus den bisherigen Ausführungen ergibt, ist das drohende Missverhältnis zwischen den Generationen.

> These 2: Noch nie ist die Bevölkerung in der Schweiz so schnell und so stark gealtert wie heute. Bereits in naher Zukunft droht uns ein Missverhältnis zwischen den Generationen zulasten der Kinder und Jugendlichen.

Ich habe die AHV schon erwähnt. In dasselbe Kapitel gehören die steigenden *Gesundheitskosten*. Je älter die Menschen werden, desto stärker belastet wird die öffentliche Hand durch Ausgaben für Spitäler, Alters- und Pflegeheime sowie Sozialdienste für Betagte. Wobei die schrumpfende Bevölkerung einen zusätzlichen Effekt hat: Immer mehr Menschen haben keine eigenen Kinder, so dass sie im Alter öffentlicher Pflegeleistungen bedürfen. Es ist nicht schwer vorherzusagen, dass uns die jährlichen Querelen um die steigenden Krankenkassenprämien noch einige Jahre begleiten werden.

Wir laufen auf einen *Verteilungskampf* zu. Der Staat, der potentiell weniger Steuern einziehen kann, muss die knapper werdenden Mittel anders verteilen: Nicht mehr die Kinder und Jugendlichen stehen an erster Stelle, denn rein quantitativ gesehen werden sie immer weniger, sondern die Alten und Betagten. Diese organisieren sich denn auch zunehmend in Parteien und Vereinigungen und versuchen, ihre Interessen (auch) politisch durchzusetzen.[4]

Nach Prognosen des Bundesamtes für Statistik werden in der Schweiz bereits ab dem Jahr 2020 mehr Rentnerinnen und Rentner als Menschen unter 20 Jahren leben. Es wäre naiv, wollte man vor dieser Entwicklung die Augen verschliessen. Das Bildungssystem gerät unter einen massiven finanziellen Druck. Es muss seine hohen Kosten legitimieren. Es muss seine Effizienz und seine Effektivität unter Beweis stellen. Es muss seine Qualität öffentlich überprüfbar machen. Und es wird sich ganz generell *mit weniger Mitteln* bescheiden müssen.

---

[4] So wurde im vergangenen November der Schweizerische Seniorenrat gegründet, der sich als politisches Forum für die ältere Generation versteht (vgl. NZZ Nr. 276, 27.11.2001, S. 13).

Daraus ergeben sich eine dritte und eine vierte These (die die zweite konkretisieren):

> These 3: Das Bildungssystem gerät zunehmend unter finanziellen Druck. Es muss seine hohen Kosten vermehrt legitimieren, seine Effektivität unter Beweis stellen, seine Qualität öffentlich ausweisen, und es wird sich alles in allem mit weniger Mitteln bescheiden müssen.

> These 4: Das Handeln der Lehrerinnen und Lehrer wird in naher Zukunft vermehrt unter öffentlichem Rechenschaftszwang stehen.

Dieser Rechenschaftszwang zeichnet sich bereits heute in dreierlei Hinsicht ab:

(1) Relativ harmlos kommen im Moment (noch) die international vergleichenden Schulleistungsstudien daher. Ich erinnere an die TIMSS-Studie sowie an die vor kurzem publizierte PISA-Studie. Diese Studien werden in naher Zukunft zunehmen, vor allem dürften sie zu Routineinstrumenten zur Überprüfung der Wirksamkeit und der Leistungsfähigkeit unseres Schulsystems und damit indirekt der Qualität der Lehrerarbeit werden.

(2) Bereits etwas weniger harmlos kommen die Qualitätssysteme daher, die in jüngster Zeit im schweizerischen Bildungssystem fast wie Pilze aus dem Boden schiessen. Im Moment beschränken sich die Systeme noch stark auf den Weiterbildungssektor. Mit der Verwirklichung sogenannter teilautonomer Schulen halten sie aber auch jetzt schon im Bereich der öffentlichen Bildung Einzug.

(3) Ein drittes Zeichen der bevorstehenden Intensivierung des Legitimationsdrucks auf die öffentliche Bildung sind die fast in allen Kantonen in der Schweiz diskutierten oder bereits schon eingeführten Beurteilungssysteme für Lehrkräfte. Die Aufhebung des Beamtenstatus geht meist zusammen mit neuen Formen der Lehrerbeurteilung, die oft Komponenten enthalten, die sich unmittelbar auf den Lohn auswirken.

Ich glaube nicht, dass wir es hier mit Modeströmungen zu tun haben, auch wenn solche Tendenzen nicht ganz von der Hand zu weisen sind.

Es geht vielmehr um Reaktionen des Bildungssystems auf ein absehbares Verteilungsproblem, das dadurch entsteht, dass die Mittel der öffentlichen Hand – bedingt durch die Verlagerung der Bevölkerungsanteile von Jung zu Alt – schrumpfen.[5] Der Kelch der finanziellen Nöte dürfte am Schulsystem und damit auch an der Lehrerinnen- und Lehrerbildung kaum vorübergehen.

Die zukünftigen Lehrkräfte auf diese Situation einzustellen, ist eine wichtige Aufgabe der heutigen Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Der Aufgabe gerecht werden kann sie nur, wenn sie die Studierenden mit sozialwissenschaftlichen Denkformen, Methoden der Evaluation und Kriterien der Qualitätsprüfung vertraut macht. Die Lehrerinnen und Lehrer sind *nicht zu Forschern* auszubilden, wie gelegentlich gefordert wird, sondern zu befähigen, Ergebnisse der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschung *kritisch zu rezipieren*. Die Lehrkräfte der Zukunft sind *auch* darauf vorzubereiten, dass sie die Schule als öffentliche Bildungseinrichtung vermehrt werden verteidigen müssen.

Etwas weiteres kommt dazu. Die Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels, die wir zurzeit beobachten, tangiert eine *Grundidee von Schule*, nämlich dass sie ”auf das Leben” vorbereitet. Diese Idee verliert in einer sich immer schneller verändernden Gesellschaft an Plausibilität. Das Wissen, das die Schule vermittelt, veraltet schneller als die Menschen alt werden. Also müssen sie sich *weiterbilden* und immer wieder von neuem zur Schule gegen. Die schulische Bildung in Kindheit und Jugend verliert ihren abschliessenden Charakter. Sie ist nur mehr von vorläufiger Bedeutung. In der Pädagogik beobachten wir seit einiger Zeit eine rasante Zunahme der Erwachsenenbildung, der Weiterbildung, ja auch der Altenbildung. Die traditionelle Ausrichtung der Disziplin auf die Kindheit (Päd-Agogik) wird abgelöst von einer Erweiterung der Perspektive auf Jugendliche, junge Erwachsene, Erwachsene und alte Menschen. Damit verbunden ist nicht nur ein (relativer) Prestigeverlust der Schule als Bildungseinrichtung – mit entsprechenden motivationalen Konsequenzen für die Schülerinnen und Schüler. Die Expansion des Bildungssystems in den Erwachsenenbereich bedeutet auch eine Relativierung der paradigmatischen Bedeutung des Lehrerberufs. Die Lehre-

---

[5] Dazu kommt die prekäre Situation von Bern als hochverschuldetem Kanton. 10 Milliarden Schulden bedeuten eine tägliche (!) Zinslast von 1 Million CHF (vgl. Tages Anzeiger, 6.2.2002, S. 31).

rinnen und Lehrer, die im 19. Jahrhundert praktisch die *einzige* pädagogische Berufsgattung waren und auch noch im 20. Jahrhundert wenig berufliche Konkurrenz erleben mussten, werden vor unseren Augen zu einer pädagogischen Berufsgruppe *neben anderen*.

Das führt mich zu meiner fünften These:

> These 5: Die Lehrerinnen und Lehrer werden sich in Zukunft immer mehr in einem Berufsfeld bewegen, das in sich differenziert ist, heterogene Berufspositionen aufweist und nicht mehr wie selbstverständlich am Paradigma des Volksschullehrers ausgerichtet ist.

Diese fünfte These lässt eine Konsequenz in bezug auf die Lehrerinnen- und Lehrerbildung ziehen:

> These 6: Es macht immer weniger Sinn, Lehrerinnen und Lehrer auf ein eng definiertes Berufsfeld Schule hin auszubilden.

Die Aufhebung der Seminare hat so gesehen einen zwingenden Grund, der darin liegt, dass die pädagogischen Berufe, die sich erst in jüngster Zeit vervielfacht haben, besser aufeinander abgestimmt werden müssen. Das ist mit einer tertiären Ausbildungsstruktur eher realisierbar als mit einer seminaristischen. Anders formuliert: Berufsausstieg und Berufswechsel sollten im Falle des Lehrerberufs nicht länger *per se* negativ beurteilt werden. Ich sage dies wohlverstanden ohne jeden Zynismus.

Bildungs- und Erwerbsbeteiligung

Ich möchte nun einen zweiten Bereich gesellschaftlicher Veränderung etwas näher anschauen, der Ihnen vermutlich etwas Pädagogischer vorkommen wird als der demographische Wandel. Und zwar geht es um die *Expansion des Bildungssystems*, vor allem um die vermehrte Beteiligung der Frauen an Bildung und – damit verbunden – an Erwerbsarbeit.

Die Schweiz hat in den letzten rd. 25 Jahren eine eigentliche Bildungsrevolution durchlaufen, die – ähnlich wie der demographische Wandel – in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wird. Ich will dies wiederum anhand von einigen Grafiken und Tabellen illustrieren.

(a) Nehmen wir zunächst die folgende Darstellung:

[Grafik 1, EDK-Dossier 1992]

Die Geschlechterdifferenz ist überdeutlich: Auf 1988 bezogen sind zwar auch die damals 70jährigen und älteren Männer im Vergleich zu den 30- bis 39jährigen schlechter ausgebildet. Die Differenz ist aber besonders deutlich bei den Frauen.

Die Mädchen und Frauen holen ihren Bildungsrückstand auf die Knaben und Männer auf. Gesamtschweizerisch beträgt der Anteil des weiblichen Geschlechts am Bildungswesen im Jahr 1999/2000 im Vorschulbereich 49%, im Bereich der obligatorischen Schule ebenfalls 49%, auf der Sekundarstufe II 47%, wobei die Berufsbildung 42% und die Maturitätsschulen 54% ausmachen, auf der tertiären Stufe 42%, wobei die Fachhochschulen mit 24% und die universitären Hochschulen mit 45% abschneiden.

Wenn wir die *Maturitäten* anschauen, so zeigt sich insgesamt, also noch nicht nach dem Geschlecht differenziert, eine rasante Zunahme seit den Nachkriegsjahren.

[Grafik 6, EDK-Studien Nr. 6]

Beachten Sie den Zeitraum der letzten 50 Jahre: Die Maturandenquote lag in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts im gesamtschweizerischen Durchschnitt bei rund 5%, ist dann rasant angestiegen und liegt heute nahe bei 20%.

Das sehen Sie nochmals anhand der folgenden Grafik:

[Grafik 2, EDK-Studien Nr. 6]

Die aktuellen Zahlen liegen bei 20% (wobei die Seminarabschlüsse mit eingerechnet sind), d.h. *ein Fünftel* eines Jahrgangs besucht inzwischen eine höhere Mittelschule. Dieses Fünftel strömt dann in die Hochschulen und Universitäten.

Allerdings ist das der gesamtschweizerische Durchschnitt. Sie wissen vermutlich, dass der *Kanton Bern* hier ein gewisses Problem aufweist, insofern die Maturitätsquote bei lediglich 14% liegt. Mit 14% Maturandinnen und Maturanden ist eine tertiäre Lehrerinnen- und Lehrerbildung möglicherweise nicht alimentierbar. Aus meiner Sicht muss man die geringen Anmeldezahlen der neuen Lehrerinnen- und Lehrerbildung auch

in diesem Licht sehen: Während die seminaristische Lehrerbildung eine valable Alternative zu den Gymnasien wahr, steht die neue Lehrerinnen- und Lehrerbildung vor einem Konkurrenzproblem. Den Maturandinnen und Maturanden stehen attraktive Alternativen zum Lehrerberuf offen. Dieser Faktor ist bei der Planung der neuen Lehrerbildung praktisch unbeachtet geblieben. Wir müssen daher alles tun, um die Lehrerinnen- und Lehrerbildung gegenüber anderen nach-maturitären Ausbildungen interessant(er) zu machen.

Hier ergeben sich durchaus Konsequenzen für die *Standortfrage*, aber auch für die *Strukturfrage*. Die Strukturfrage scheint mit der Überweisung der Motion Santschi inzwischen geklärt zu sein. Die Rechnung sollte aber nicht ohne den Wirt gemacht werden. Denn heisst eine Pädagogische Hochschule, dass am Kriterium der gymnasialen Maturität als Eingangsbedingung festgehalten wird? Oder müssen wir damit rechnen, dass auch Personen mit Berufsmaturität oder DMS-Abschluss zugelassen werden? Was wären die Folgen für die Qualität der Lehrerinnen und Lehrer in diesem Kanton? Was wären die Folgen für die Qualität der Schulen? Und was wären die Folgen für das Image des Lehrerberufs in der Öffentlichkeit? Die Tertiarisierung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung steht ja auch unter dem Ziel, dem Lehrerberuf wieder etwas mehr Sozialprestige zuzuführen. Soll dieses Ziel unter dem Eindruck einer verfehlten Planung nun preisgegeben werden?

Ich führe diese Fragen in einer siebten These zusammen:

> These 7: Die (zu) geringe Quote an gymnasialen Maturitäten im Kanton Bern schafft in Verbindung mit der geplanten Einrichtung einer Pädagogischen Fachhochschule Rekrutierungs-, Image- und Statusprobleme für den Lehrerinnen- und Lehrerberuf.

(b) Kommen wir zurück zum *Geschlecht*. Wie bereits angedeutet, verdankt sich die Expansion der Bildungsbeteiligung insbesondere den Frauen. Wenn wir die letzten 20 Jahre anschauen, dann steigt der Frauenanteil bei den Maturitäten und Lizentiaten kontinuierlich und beträchtlich an.

[Figur 15.7, Stat. Jahrb. 2001]

Hier sehen Sie, dass die 50% Frauenanteil bei den Maturitäten bereits überschritten sind.

In jüngster Zeit hört man denn auch bereits Klagen über das Bildungsschicksal der jungen Männer. Allerdings kann man sich diese Klagen wieder abschminken, wenn man zwei weitere Tatsachen berücksichtigt. *Erstens* ist die Egalität auf den höheren Stufen der Bildung noch nicht erreicht. Und *zweitens* erfolgen die Berufs- und Studienwahlen nach wie vor äusserst traditionell.

Was den zweiten Punkt anbelangt, gibt die folgende Grafik Aufschluss:

[G 5.6, BfS 1996]

Was den ersten Punkt anbelangt, die Gleichstellung im höheren Bildungsbereich, d.h. bei den Lehrkräften und Dozierenden, ist die nächste Darstellung von Interesse.

[G 5.4, BfS 1993]

Je tiefer das Niveau der Bildungsinstitution, desto mehr Frauen treffen wir als Lehrende an. Wobei sich diese Zahlen in den letzten rd. 50 Jahren leicht verändert haben:

[Abbildung 4, BfS / BfS-SAKE]

(c) Was folgt aus diesen Veränderungen im Bildungsbereich für die Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer? Ich möchte *drei Konsequenzen* diskutieren.

(1) *Erstens* gibt es eine eher äusserliche Konsequenz in bezug auf die soziale Positionierung des Lehrerberufs. Für die Lehrerinnen und Lehrer hat der rasante Anstieg der Maturandenquote nicht zuletzt ein *Statusproblem* zur Folge. Wir haben diesen Punkt bereits angesprochen. Versetzen Sie sich zurück in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts. Damals lag die Maturandenquote bei 5%. Der Abschluss eines Seminars hatte vergleichsweise einen hohen sozialen Prestigewert. Das Sozialprestige des Lehrers entsprach durchaus dem Niveau seiner Ausbildung. Heute ist das nicht mehr der Fall. Wenn rd. 20% eines Jahrgangs die Maturität machen und an eine Hochschule gehen, um sich tertiär auszubilden, dann verliert die seminaristische Ausbildung – relativ gesehen – an Sozialprestige. Selbst wenn es keinen anderen Grund geben würde, die Lehrerinnen- und Lehrerbildung zu tertiarisieren, hier läge trotzdem ein wesentliches Argument, das es unvernünftig machen wür-

de, an den Seminaren festzuhalten. Die Tertiarisierung ist – angesichts der Expansion des Bildungssystems – *absolut notwendig*.

Ich formuliere deshalb eine achte These:

> These 8: Die Tertiarisierung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung ist angesichts der Expansion des Bildungssystems (insbesondere angesichts des gesamtschweizerischen Wachstums der Maturandenquote und der Einrichtung von Fachhochschulen) unabdingbar.

(2) *Zweitens* besteht eine Diskrepanz zwischen den Veränderungen in quantitativer und qualitativer Hinsicht. *Quantitativ* haben die Frauen enorm aufgeholt. Es ist nicht abwegig, wie ich es bereits getan habe, in bezug auf den Zeitraum seit 1950 von einer *Revolution* im Bildungsbereich zu sprechen. *Qualitativ* aber hat sich erstaunlicherweise wenig geändert. Die Geschlechterstereotype haben sich bei der Berufs- und Studienwahl erhalten. Man kann sich fragen, womit das zu tun hat. Ich denke, dass zwei Gründe verantwortlich sein könnten: Zunächst ein *time lag* zwischen Struktur und Kultur, wie wir das auch in anderen Bereichen der Gesellschaft beobachten können. Die Mentalitäten hinken hinter den strukturellen Veränderungen nach. Das ist eine alte soziologische These, die man schon bei Emile Durkheim in bezug auf die Religion ausgeführt findet. Im 20. Jahrhundert ist sie u.a. von William Ogburn in einem erweiterten Sinn vertreten worden. Wenn die These richtig sein sollte, dann wäre mit einer allmählichen, aber möglicherweise baldigen Anpassung der Mentalitäten zu rechnen, d.h. einem Abbau der Geschlechterdifferenzen in qualitativer Hinsicht.

Es gibt jedoch eine zweite Erklärungsmöglichkeit. Diese nimmt Bezug auf die Struktur der Arbeitswelt, die sich faktisch wenig verändert hat. Dazu nur ein paar Stichworte: Frauen verdienen weniger als Männer für dieselbe Arbeit. Männer übernehmen nach wie vor wenig Hausarbeit. Es gibt immer noch zu wenig Möglichkeiten der Teilzeitbeschäftigung, vor allem in höheren Positionen. Das Angebot der familienexternen Kinderbetreuung ist ungenügend. Die Schule ist rein organisatorisch noch immer auf das traditionelle, bürgerliche Familienmodell abgestimmt. Das alles sind *strukturelle* Faktoren, die es *rational* erscheinen lassen, wenn Frauen Berufe und Berufspositionen wählen, bei denen

sie Familie und Erwerbsarbeit kombinieren können, um die Mehrfachbelastung, der sie strukturell unterworfen sind, abzufedern. Traditionelle Frauenberufe scheinen diese Vereinbarkeit eher zu gewähren als typische Männerberufe.

Wenn diese zweite Erklärung richtig sein sollte, und mir scheint, dass einiges für deren Richtigkeit spricht, dann dürfte es doch noch etwas länger dauern, bis sich in bezug auf die qualitative Bildungsbeteiligung der Frauen etwas ändert. Denn ohne die Schaffung entsprechender Strukturen werden sich die Mentalitäten nicht anpassen.

Nur nebenbei gesagt, hat die sogenannte *Feminisierung* des Lehrerberufs genau damit zu tun: Sie ist strukturell bedingt und nicht etwa Ausdruck einer feministischen Unterwanderungsstrategie (wie das gelegentlich behauptet wird, z.B. von Hermann Giesecke). Gerade der Beruf der Lehrerin erlaubt – zumindest im Primarschulbereich – die Verbindung von Familie und Beruf eher als andere Berufe.

Ich formuliere meine neunte These:

> These 9: Die Feminisierung des Lehrerberufs wird so lange fortschreiten wie strukturelle Massnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf sich warten lassen (insbesondere Angleichung des Lohnniveaus zwischen Frauen- und Männerarbeit, Ausbau des Angebots an familienexterner Kinderbetreuung, vermehrtes Angebot an Tagesschulen).

(3) Eine *dritte* Konsequenz der expandierenden Bildungsbeteiligung der Frauen ist wiederum nur indirekt von pädagogischer Bedeutung. Sie betrifft einerseits einen aufgrund der Bildungsbeteiligung veränderten Lebenszyklus der Frauen und andererseits, aber damit in Zusammenhang stehend, die Instrumentalität von Bildung für Beschäftigung.

Zunächst zum ersten Punkt: Stellen wir in Rechnung, was es bedeutet, sich mehr Bildung anzueignen, und zwar im Bereich der Grundausbildung, also ohne Berücksichtigung von Weiterbildung. Mehr Bildung bedeutet ein längeres Verweilen in Schulen und ähnlichen Bildungseinrichtungen. Das hat unmittelbar Auswirkungen auf den Lebensstil und den Lebenslauf. Sie werden, wenn sie noch keinen Lohn erhalten, eher *nicht* heiraten und eher *keine* Kinder zur Welt bringen. Dass dem so ist,

lässt sich leicht empirisch nachweisen. Das Heiratsalter der ledigen Frauen ist in der Schweiz von 24 Jahren im Jahr 1970 über 25 Jahre 1980 und 27 Jahre 1990 auf 28 Jahre im Jahre 2000 angestiegen. Da in den Ehen die Männer im Durchschnitt etwa 2 Jahre älter sind als die Frauen, heisst dies, dass die Männer – wiederum durchschnittlich gesehen – etwa 30 Jahre alt sind, wenn sie (das erste Mal) heiraten.

Das gleiche Muster finden sie bei den Erstgeburten. Das mittlere Alter der Frauen bei der Geburt des ersten Kindes ist von durchschnittlich 25 Jahren im Jahr 1970 über 26 Jahre 1980 und 28 Jahre 1990 auf knapp 29 Jahre im Jahre 2000 angestiegen.

Ein leicht nachvollziehbarer Effekt dieses *veränderten Lebenszyklus* liegt in der Reduktion der fruchtbaren Zeit, die einer Frau für Schwangerschaft und Geburt zur Verfügung steht. Indirekt führt also die zunehmende Bildungsbeteiligung der Frauen zu einer Reduktion der Kinderzahl in unserer Gesellschaft. Das ist ein Effekt der Expansion des Bildungssystems, der vermutlich nicht intendiert war.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so gilt eine gute Bildung als wichtige Voraussetzung für die Aufnahme einer *Erwerbstätigkeit.* Und in der Tat nimmt die weibliche Erwerbsbeteiligung in den letzten Jahrzehnten deutlich zu:

[Figur 3.3, Stat. Jahrb. 2001]

Die neuesten Daten, die vom Bundesamt für Statistik vor knapp einem Monat veröffentlicht worden sind, bestätigen den Trend eindrücklich:

[NZZ]

> Die Gesamtveränderung über die letzten 5 Jahre geht zum grössten Teil auf den Zuwachs der Erwerbsquote bei den Frauen mit Schweizer Bürgerrecht zurück.

Die zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen ist auf dem Hintergrund der bereits diskutierten demographischen Veränderungen zu sehen. Eine schrumpfende Bevölkerung hat *zwei Möglichkeiten*, um die fehlenden Erwerbskräfte zu kompensieren: Durch die bereits erwähnte vermehrte *Immigration* von ausländischen Arbeitskräften oder/und durch eine bessere Ausschöpfung des verbleibenden *einheimischen Arbeitskräftepotentials*, d.h. konkret durch die *vermehrte Rekrutierung von Frauen* als Arbeitskräften. Genau das wird auf uns zukommen. Sie

können das schon heute an bestimmten Äusserungen der Arbeitgeberverbände ablesen, die plötzlich ihre geheime Liebe für das Krippenwesen entdeckt haben.

Es ist nicht damit zu rechnen, dass die Frauen über kurz oder lang an den Herd zurückkehren werden. Das muss Konsequenzen für die Schule haben, die sich von ihrer engen didaktischen Orientierung verabschieden muss.

Ich formuliere damit eine These, die vielleicht nicht gern gehört wird. In jüngster Zeit ist von Lehrerseite oft die Forderung zu hören, die Schulen seien wieder ihrer *"eigentlichen"* Aufgabe zuzuführen: dem Unterricht. Es wird über die Erziehungsaufgabe geklagt, die die Eltern nicht mehr adäquat wahrnehmen und an die Lehrkräfte abtreten würden. Das mag im Grundsatz zutreffen. Die daraus abgeleitete Forderung, das Rad sei zurückzudrehen, damit die Schule zu ihrer – wie auch immer verstandenen – "eigentlichen" Aufgabe zurückfinden könne, ist jedoch naiv. Sie verkennt all das, wovon im Vorausgehenden die Rede war, nämlich vom Wandel der Gesellschaft in den letzten rd. 50 Jahren.

Meine zehnte These lautet daher:

> These 10: Der veränderte Lebenszyklus der Frauen sowie die steigende Nachfrage nach weiblicher Erwerbsarbeit erzwingen eine Neudefinition des Verhältnisses von Familie und Schule. Schulen können nicht mehr als reine "Unterrichtsanstalten" geführt werden.

Ich sage nicht, die Lehrerinnen und Lehrer hätten Aufgaben, die die Familien nicht mehr erbringen, *tel quel* zu kompensieren. Es war vorhin von der Differenzierung des pädagogischen Berufsfeldes die Rede. Das gilt auch an dieser Stelle. Die Lehrerinnen und Lehrer müssen nicht länger das einzige pädagogische Personal an unseren Schulen sein. Immerhin gibt es auch im Kanton Bern mittlerweile an einigen Schulen Sozialarbeiter, die den Lehrkräften zur Seite stehen. Eine Schule, die sich auf den gesellschaftlichen Wandel, der auch die Familien erfasst hat, einstellt, wird auch in personeller Hinsicht eine andere Schule sein als diejenige, an die wir uns gewöhnt haben. Das familiale Umfeld der Schule verändert sich: Mehr Kinder wachsen ohne Geschwister auf. Mehr Ehen werden geschieden. Mehr Kinder verfügen (zeitweise) nur

über einen Elternteil. Es gibt mehr Fortsetzungs- bzw. Stieffamilien. Die Veränderung des familialen Umfeldes der Schule macht sich nicht zuletzt als *Pluralisierung der Familienformen* bemerkbar. In Zukunft kann immer weniger davon ausgegangen werden, dass zu Hause eine nichterwerbstätige Mutter sitzt, die gleichsam um die Uhr verfügbar ist, die Kinder auf Abruf zur Schule schickt und nach erfolgtem Unterricht wieder in Empfang nimmt, so dass die Lehrer auf die Eltern keine Rücksicht nehmen müssen. Die Zeiten, in denen sich die Familie der Schule angepasst hat, sind vorbei. Es bedarf neuer Formen der Relationierung von Schule und Familie, der Zusammenarbeit von Schule und Elternhaus und der Arbeitsteilung zwischen Lehrkräften und Eltern. Eine Schule, die vom Wandel der Familie nichts wahrnehmen wollte, würde sehr bald an gesellschaftlicher Akzeptanz verlieren und dem Vormarsch der Privatschulen den Weg bereiten.

AUSBLICK

Die Kultur, so habe ich im ersten Teil meines Referats ausgeführt, ist das Instrument, das sich der Mensch angeeignet hat, um die Zukunft, die ihm in ihrer Ungewissheit Angst macht, zu kolonisieren. Das mächtigste Instrument, das dem Menschen zur Zeit verfügbar ist, um diese Kolonisierungsleistung zu erbringen, ist die Wissenschaft. Sie erlaubt ihm zwar nicht, um die Zukunft zu *wissen*, denn ein Wissen können wir nur von der Vergangenheit haben, aber sie ermöglicht ihm, Wahrscheinlichkeiten zu erwägen, um den Raum des Möglichen auszuleuchten. Die Gestaltung dieses Raumes ist dann allerdings nicht mehr Sache der Wissenschaft, sondern Aufgabe der Politik im weitesten Sinn des Wortes genommen.

Der sozialwissenschaftliche Blick, den wir aufgrund meiner Ausführungen in die Zukunft geworfen haben, erlaubt uns abzuschätzen, was mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Lehrerinnen und Lehrer der Zukunft zukommen wird. Ich sage nicht, dass dies die *ganze* Zukunft der Lehrerinnen und Lehrer ist. Denn *einerseits* vermögen wir vieles, was auf uns zukommt, nicht, auch nicht in Form von Wahrscheinlichkeiten, zu ergründen. *Andererseits* wird sich vieles am Lehrerberuf auch in Zukunft nicht wesentlich ändern.

Wie gebrochen auch immer unser Blick in die Zukunft sein mag, er ist dringend notwendig, wenn die Lehrerinnen- und Lehrerbildung nicht zum Anachronismus verkommen will. Der Blick in die Zukunft zeigt, wie wir die Gegenwart gestalten können, um von der Zukunft nicht unangenehm überrascht zu werden. In diesem Kanton würde ich mir wünschen, dass etwas seriöser in die Zukunft geblickt wird, vor allem vom Grossen Rat, dessen Kapriolen in Sachen Lehrerinnen- und Lehrerbildung wenig Sensibilität für gesellschaftliche Entwicklungen erkennen lassen. Ich bin überzeugt, dass der Tertiarisierungsprozess, der eingeleitet worden ist, in die richtige Richtung weist. Wir müssen nun aber aufpassen, dass die notwendigen Reformen der Lehrerinnen- und Lehrerbildung nicht aus tagespolitischem Kalkül heraus wieder verspielt werden. Die Tertiarisierung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung erträgt keine Halbherzigkeiten, eine Einsicht, die man in diesem Kanton offenbar nur unter Schmerzen gewinnen kann.

herzog@sis.unibe.ch